

Beglücke die Welt, aber übernehm dich nicht

Der »humane Utilitarismus« verwendet Konzepte aus der theoretischen Physik und Verfahren aus der numerischen Optimierung – ungewöhnlich für eine Philosophie, aber mit einem gewissen Erfolg.

Von Christoph Pöppe

Zwischendurch dachte ich, ich sei im falschen Buch. Der Text klingt so typisch nach einem Physiker, und zwar einem von der ganz theoretischen Sorte: Der fragt nicht in erster Linie nach der Lösung einer quantitativ formulierten Aufgabe, sondern eher danach, was die Welt im Innersten zusammenhält. Ein solcher Mensch ist am glücklichsten, wenn er die ganze Welt mit einer einzigen Funktion beschreiben kann; die heißt zum Beispiel »Wirkungsintegral« oder »Entropie«. Die Natur verhält sich so, dass diese Funktion ein Maximum annimmt (oder auch ein Minimum, was eine eher belanglose Frage des Vorzeichens ist). An diesem einen Prinzip hängt die ganze Physik. Kräfte, Drücke und was sonst in der Alltagsphysik die entscheidende Rolle spielt, sind von dieser höheren Warte aus nichts weiter als abgeleitete Größen.

Ich bin aber in einem Buch eines Philosophen, und zwar eines von der durchaus praktischen Sorte. Der Düsseldorfer Philosophieprofessor Bernward Gesang stellt nicht die Frage »Was können wir erkennen?«, sondern »Was sollen wir tun?«. Und er gibt darauf die Antwort des Utilitarismus: Es gibt eine einzige Funktion, auf die es ankommt; die heißt zum Beispiel »Glück der ganzen Menschheit«. Der Mensch soll sich so verhalten, dass diese Funktion maximiert wird. An diesem einen Prinzip hängt die ganze Ethik. Prinzipien wie die Gerechtigkeit und unveräußerliche Menschenrechte sind von dieser höheren Warte aus nichts weiter als abgeleitete Größen.

Auf den ersten Blick ist eine solche *theory of everything* ungeheuer attraktiv, in der Physik

wie in der Philosophie. Sie erfasst die ganze Welt auf elegante Weise unter einem einheitlichen Blickwinkel; sie reduziert die Anzahl der Axiome, das heißt der Aussagen, die man schlucken muss, ohne sie hinterfragen zu können, auf das absolute Minimum, und alles sieht sehr einfach, klar und übersichtlich aus.

Lässt sich Glück quantifizieren?

Einen entscheidenden Unterschied gibt es zwischen Physik und Philosophie: Die Natur maximiert ihre Zielfunktion von alleine, und wir können ihr allenfalls dabei zuschauen. Für die Maximierung des menschlichen Glücks müssen wir selbst etwas tun. Damit wird die Ethik zu einer Optimierungsaufgabe; und schon tritt der Mathematiker auf den Plan, und zwar einer von der sehr angewandten Sorte: Er sieht seine Aufgabe nicht in erster Linie in der Produktion ewiger Wahrheiten, sondern in der Lösung quantitativ formulierter Probleme.

In der Tat stellt der Utilitarist sich die Zielfunktion, sprich das Glück der Menschheit, quantitativ bestimmbar vor – zumindest im Prinzip. Zu jedem denkbaren Zustand der Welt, beschrieben durch ungeheuer viele Variable, lässt sich die globale Glücksfunktion berechnen. Also sollen die Menschen die Variablen so verändern, dass diese Funktion maximal wird.

Wie berechnet man das Glück der Menschheit? Der erste Schritt ist einfach: Man nehme das individuelle Glück jedes Menschen und addiere über alle Menschen. Darin steckt der Gleichheitsgrundsatz: »Jeder zählt als einer, keiner mehr als einer«, so der Slogan des frühen Utilitaristen Jeremy Bentham (1748–1832). Gegen diesen Ansatz ist schwerlich et-



was einzuwenden; problematisch ist allenfalls die Frage, wer als Mensch zählt. Damit das Glück eines Menschen definierbar ist, muss dieser im Prinzip glücksfähig sein. Das erfordert eine Fähigkeit zu gewissen Bewusstseinszuständen, die sowohl dem Neugeborenen als auch dem Komapatienten abgeht, mit möglicherweise brutalen Konsequenzen für beide.

Schwieriger ist die Frage, wie das individuelle Glück des Menschen zu bestimmen sei. Eigentlich ist es ein Seelenzustand; da der aber kaum vom Subjekt selbst, geschweige denn von außen quantifizierbar ist, muss man sich auf Hilfskonstruktionen stützen.

Eine erste Näherung geben die Wirtschaftstheoretiker mit ihren Nutzenfunktionen: Jeder Mensch weist dem Besitz gewisser Güter einen gewissen Wert (»Nutzen«, *utility*) zu. Der gegenwärtige Glückszustand des Menschen ist die Summe aus den Gütern, die er hat, jedes Gut multipliziert mit dessen *utility*. Warum kauft sich der Mensch einen Hamburger? Weil er – wegen Hungers – die *utility* des Hamburgers höher einschätzt als die von 2,50 Euro in seiner Tasche, also durch den Tausch seine persönliche Nutzenfunktion erhöht.

Indem man diese Definition von materiellen auf immaterielle Güter aller Art erweitert, kommt man der utilitaristischen Glücksdefinition schon sehr nahe. Man wünscht sich verschiedene Dinge mit verschiedener Intensität, und Glück ist die Summe dieser Intensitäten über alle erfüllten Wünsche.

Wie misst man diese alles entscheidenden Intensitäten? Indem man den Menschen fragt, was er will, und wenn man ihm misstraut, indem man objektive Merkmale heranzieht, zum Beispiel ob sein Speichelfluss sich erhöht, er andere Anzeichen freudiger Erwartung erkennen lässt oder bereit ist, Geld auszugeben, wenn ihm die Erfüllung eines Wunsches in Aussicht gestellt wird.

Wünsche sind zeitlich veränderlich; auf welchen Zeitpunkt kommt es an? Eigentlich müsste man über die ganze Lebenszeit des Menschen integrieren. Aber in aller Regel fehlt mir zu dem Zeitpunkt, an dem ich eine Entscheidung zu treffen habe, zureichende Information über die Zukunft – sowohl der Welt als auch meiner Wünsche. Da muss ich statt meines Glücks dessen – geeignet geschätzten – Erwartungswert maximieren. Das ist vielleicht sehr schwierig und fehlerträchtig, stellt aber die grundsätzliche Brauchbarkeit der Definition nicht in Frage.

Es kommt auch nicht darauf an, ob ich meine Glücksfunktion auf sechs Stellen hinter dem Komma ausrechnen kann – das kann ich eigentlich nie; es genügt in einer Entscheidungssituation zu wissen, welche von mehreren Alternativen den höheren Glückswert ergibt. In



diesem eingeschränkten Sinn sind Äpfel und Birnen, oder auch ein Döner und ein romantischer Abend bei Kerzenschein, ohne Weiteres miteinander vergleichbar. Ich muss mir nur überlegen, was von beiden mir besser schmeckt beziehungsweise mehr Geld wert ist.

Mit einer so unscharf definierten Zielfunktion könnte ein numerisches Optimierungsprogramm zwar noch nichts anfangen, ein numerischer Mathematiker aber schon. Denn auch ohne doppelgenaue Arithmetik ist aus allgemeinen Eigenschaften der Glücksfunktion erschließbar, in welche Richtung die Veränderung der Welt zur Mehrung ihres Glücks stattzufinden hat.

Ein Beispiel: Die ökonomischen Nutzenfunktionen sind in aller Regel konkav. Die zweite Million beglückt mich nicht mehr so wie die erste, also wird meine Glücksminderung durch den Verlust der zweiten Million bei weitem übertroffen durch den Glückszuwachs bei den Armen, denen sie gegeben würde. Und schon läuft der Utilitarismus auf eine totale Gleichverteilung aller Güter hinaus, eine Konsequenz, von der er sich durch Anwendung etlicher Kunstgriffe erst wieder befreien muss (siehe unten).

Wie viel Euro ist ein Menschenleben wert?

Aber der Utilitarismus macht vor dem Recht auf Eigentum nicht Halt. Moralische Prinzipien sind eben abgeleitete Größen: Gerechtigkeit ist nicht ein Wert an sich, sondern ein Gut, das die Menschen sich sehr intensiv wünschen, wie jeder weiß, der Kinder hat und beobachten kann, wie heftig sie auf Ungerechtigkeiten reagieren.

Das Recht auf Leben ist kein originäres Grundrecht, sondern folgt schlicht daraus, dass seine Verletzung die Glücksfunktion des Betroffenen gewaltig mindern würde – bis auf null in diesem Fall. Aber prinzipiell ist ein Glücksgewinn denkbar, der diesen Glücksverlust aufwie- ▷

▷ gen könnte. So dürfte man auch einen unschuldigen Menschen umbringen, um das Leben mehrerer Menschen zu retten. Und einen Schuldigen sowieso: Die Befriedigung des Publikums über die gerechte Strafe, die den Mörder ereilt, wiegt dessen Glücksverlust durch die Hinrichtung auf – nach der Auffassung des Gouverneurs von Texas.

Für den Utilitaristen gibt es also durchaus Menschenrechte, aber nur wenn und insoweit die Menschen ihre Einhaltung wünschen, und das mit zureichender Intensität. Denn Glück wird an der Intensität der Wünsche gemessen, und jede Weltverbesserung läuft darauf hinaus, intensive Wünsche eines Menschen zu Lasten weniger intensiver Wünsche eines (möglicherweise anderen) Menschen zu erfüllen.

Weltverbesserung unter Einhaltung der Menschenrechte heißt bei den Mathematikern »Optimieren mit Nebenbedingungen«. Bei der profanen Tourenplanung für Lastwa-

selbe, denn es kommt ihnen nur auf das Endergebnis an (»Konsequentialismus«). Immerhin ersparen sie sich die Mühe, die Menschenrechte eigens zu begründen, allerdings um einen hohen Preis. Was dem Optimierer die Straffunktion, das ist dem Utilitaristen die Intensität der menschlichen Wünsche. Und die ist höchst variabel, wie jeder weiß, der Kinder hat und auf einem Spaziergang am Eisstand vorbeikommt.

Was geht mich das Verhalten meines Mitmenschen an?

Damit das Richtige herauskommt, muss der Utilitarist über diese Intensitäten die wildesten Annahmen treffen. Es gibt Menschen, denen ist das, was andere Menschen tun, so unerträglich, dass sie dagegen sehr intensive Wünsche vorbringen, obgleich sie nicht direkt betroffen sind: gleichgeschlechtliche Liebe, unverschleiertes Auftreten in der Öffentlichkeit, Tierversuche, Abtreibung gesunder Embryonen, ... Der klassische Utilitarist lässt, in guter liberaler Tradition, diese Wünsche, die sich nicht auf die eigene Person beziehen (»externe Präferenzen«), schlicht nicht gelten: Dass dein Nachbar schwul ist, kann dein Glück nicht mindern.

Dann allerdings hat er auch gegen die Tötung behinderter Neugeborener und hoffnungslos dementer Menschen nichts einzuwenden, denn die zählen mangels Glücksfähigkeit in der Bilanz nicht mit. Mit diesem Argument hat insbesondere der australische Utilitarist Peter Singer vor einigen Jahren große Empörung ausgelöst.

Bernward Gesang vertritt dagegen eine gemilderte Form des Utilitarismus: Genau diese Empörung sei in die Glücksbilanz mit einzu beziehen. Wenn die Tötung Neugeborener so viele andere Menschen unglücklich mache, dann sei es der globalen Glückssumme offensichtlich förderlich, sie zu verbieten. »Externe Präferenzen« seien ebenso zu berücksichtigen wie die gewöhnlichen egoistischen Wünsche.

Damit allerdings macht er ein Fass auf, dessen Inhalt er hinterher mühsam in Grenzen halten muss. Wünsche, die so schwach sind, dass ihre Erfüllung einen kaum merklichen Glücksgewinn verursacht – was habe ich davon, wenn mein Nachbar nicht schwul ist? –, sollen ignoriert werden, selbst wenn Milliarden von Menschen sie hegen. Denn Milliarden mal ein sehr kleiner Wunsch würde einen merklichen Posten in der Bilanz ausmachen, mit der Folge, dass es dem Schwulen an den Kragen gehen könnte.

Tierversuchsgegner bringen ihre Wünsche zuweilen sehr intensiv vor, bis hin zu Morddrohungen; ist das ein Grund, sie mehr zu be-

»Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« Daran hängt das ganze Gesetz und die Propheten. *Matthäus 27, 39–40*

gen sind das Bedingungen, die eingehalten werden müssen, weil es nicht anders geht (mehr als ein gewisses Maximalvolumen passt einfach nicht auf den Laster) oder weil es vorgeschrieben ist (die Lenkzeiten für die Fahrer dürfen nicht überschritten werden). Weil das Nebeneinander von Zielfunktion und Nebenbedingungen das Problem unüberschaubar macht, verwendet man einen Kunstgriff: Man erklärt die Nichteinhaltung von Bedingungen nicht für unmöglich, sondern nur für sehr teuer, so als müsste man für den Verstoß gegen die Vorschriften Strafe zahlen. Man spricht von »Straffunktionen« (*penalty functions*). Dann hat man nur noch eine Zielfunktion, nämlich die Kosten, die in diesem Fall zu minimieren sind.

Der Kunstgriff funktioniert. Es stellt sich heraus, dass der Unterschied zwischen sehr teuer und unendlich teuer, sprich unmöglich, zwar theoretisch immens, in der Praxis aber ziemlich belanglos ist. Allerdings hängt das Funktionieren des Verfahrens entscheidend davon ab, wie hoch man das Strafmaß ansetzt und im Verlauf der Optimierung steigert.

Aus pragmatischen Gründen ersetzen also die numerischen Optimierer das echte Problem (mit den Nebenbedingungen) durch eines mit nur einer Zielfunktion, bei dem so ziemlich dieselbe Lösung herauskommt. Das tun die Utilitaristen irgendwie auch. Aber tun sie es aus pragmatischen oder aus prinzipiellen Gründen? Das ist bei ihnen so ziemlich das-

rücksichtigen als diffuse Abneigungen gegen Minderheiten? Übrigens hegt auch Osama bin Laden überaus intensive Wünsche und tut sehr viel für ihre Realisierung.

Gegen den klassischen Utilitarismus gibt es noch einen wesentlichen Einwand; und abermals versucht Bernward Gesang ihn mit einem Kunstgriff aus der numerischen Optimierung abzuwehren.

Es handelt sich um das Problem der Überforderung. Das Gebot, das Glück der Menschheit zu mehren, gilt für jeden Menschen und zunächst unter allen Umständen. Das heißt auch: Ich darf meinem Kind keine Markenjeans kaufen, sondern muss das viele Geld dafür – zum Beispiel – einem hungernden Kind in Somalia geben, denn dessen Glück würde davon ohne Zweifel weitaus mehr erhöht als mein eigenes. Oder verallgemeinert: Nimm alles, was du hast – und je erwerben wirst –, und gib's den Armen. (Den halben Mantel darfst du behalten; denn Frieren ist sehr schlecht für die Glücksfunktion.)

In einer Welt, in der die Unterschiede im persönlichen Glück gering sind, wäre das eine hervorragende Regel, die jedermann gerne befolgen wird, schon weil sie nicht viel von ihm fordert. Sie ist geeignet, aus einem fast paradiesischen Zustand den absolut paradiesischen zu machen. In der realen, offensichtlich sehr unparadiesischen Welt ist sie untauglich, denn niemand ist bereit, ihr zu folgen, außer einer verschwindenden Minderheit von Heiligen.

Muss ich ein Heiliger sein?

Das ist wie das Newton-Verfahren zur Bestimmung einer Nullstelle einer Funktion (und das Optimum unserer Zielfunktion lässt sich in eine Nullstelle einer anderen Funktion umrechnen): Man findet die Nullstelle sehr schnell und mit großer Genauigkeit – vorausgesetzt, man ist schon einigermaßen in ihrer Nähe. Das Newton-Verfahren ist das Mittel der Wahl, um einen fast paradiesischen Zustand ganz paradiesisch zu machen. Aus irgendeinem Zustand heraus springt es dagegen häufig in einen noch viel schlechteren Zustand, und das, obgleich die Richtung ungefähr stimmt.

Die Lösung des Dilemmas ist das gedämpfte Newton-Verfahren: Man tut nur, sagen wir, 10 Prozent von dem, was das Newton-Verfahren ansagt. In dem so veränderten Weltzustand fragt man das Verfahren abermals, was es tun würde, erhält im Allgemeinen eine deutlich andere Antwort als zuvor, folgt ihr wieder nur zu 10 Prozent, und so weiter.

So macht der »humane Utilitarismus« das auch – und kann dieses Verfahren aus den eigenen Prinzipien begründen. Erstens: Eine Ethik, die den Menschen ein permanent schlechtes

Gewissen bereitet, weil sie die geforderte Heiligen-Grundhaltung nicht aufbringen, macht sie unglücklich und verfehlt schon deswegen ihr erklärtes Ziel. Zweitens: Die utilitaristische Ethik misst alles am Endergebnis, auch sich selbst (»Ethikfolgenethik«). Wenn sie so gebaut ist, dass sie nicht befolgt wird, ist sie schon deswegen schlecht.

Also wird die Ethik umgebaut: Folge nur zu, sagen wir, 10 Prozent den Vorgaben der ungedämpften Ethik und zu 90 Prozent dem, was in deiner Gesellschaft üblich ist; das wird die Trägheit deines Herzens hoffentlich nicht überfordern. (Sonst nimm etwas weniger als 10 Prozent.) Beglücke die Menschheit, aber über-nimm dich nicht! Eine Generation später wird sich hoffentlich die übliche Ethik zum Besseren verändert haben, und so weiter.

Unveräußerliche Menschenrechte – warum nicht?

Einerseits ist eine solche Ethik sehr attraktiv. Sie ist nicht abgehoben, sondern realistisch. Sie sagt den Menschen nicht abstrakt, was sie tun sollen, sondern nimmt Rücksicht auf ihre aktuelle Befindlichkeit. Sie gibt die Forderung an jeden Einzelnen, ein besserer Mensch zu werden, nicht auf, sondern dosiert sie so, dass sie erträglich bleibt. Damit ist der humane Utilitarismus – fordernd, aber nicht überfordernd – wie ein guter Pädagoge oder, besser noch, wie ein schlitzohriger Missionar: Ich weiß ja, dass Jesus Christus der einzige Weg zur Seligkeit ist, aber wenn ich das meinen Negerlein erzähle, laufen sie mir davon. Also lasse ich ihnen ihre traditionellen Götter – vorläufig.

Andererseits wird dadurch der humane Utilitarismus prinzipienlos bis zur Beliebigkeit. Denn sein einziges Prinzip, die Orientierung am Glück der Menschheit, hat er durch die ausufernde Definition von Glück bis zur Unkenntlichkeit verwässert. Das ist nicht gerade das, was man von einer Philosophie erwartet.

Eine gute Ethik soll ihren Kunden da abholen, wo er ist, und das ist von Kunde zu Kunde verschieden. Vielleicht ist ja der Utilitarismus eine gesunde Mischung zwischen Pragmatismus und echter Philosophie. Wenn die Utilitaristen ihre Methoden dafür von den angewandten Mathematikern übernehmen, spricht das nicht unbedingt gegen sie.

Ein Utilitarist könnte übrigens unveräußerliche Menschenrechte in seine Philosophie aufnehmen, ohne sich selbst untreu zu werden. Im Endergebnis käme seine Ethik zu denselben Schlüssen wie die Variante, die Menschenrechte nur als – besonders heftige – Wünsche gelten lässt; siehe die Verfahren zur Optimierung mit Nebenbedingungen. Und schließlich kommt es ja nur auf das Endergebnis an. ◁



Christoph Pöppe hat als Mathematiker Optimierungsprobleme bearbeitet und ist Redakteur bei Spektrum der Wissenschaft.

Eine Verteidigung des Utilitarismus. Von Bernward Gesang. Reclam, Stuttgart 2003

AUTOR